

sie kurz davor zu ersticken. »Sein Dad ist gestorben. Seitdem ...« Sie zuckte unbeholfen mit den Schultern und schwieg einen Moment. Noch einmal weitete ich die Augen, wollte wissen, was sie mir nicht sagen wollte.

»Seitdem war er nicht mehr hier. Ich weiß nicht, wo er ist ...«

Nun spürte ich die Tränen doch, die ich vor wenigen Augenblicken noch versucht hatte fortzublinzeln. Heiß und dick rollten sie über meine Wangen. Sie schmeckten salzig.

»Aber davor ... er war jeden Tag da.« Sie verteidigte ihn, obwohl sie es nicht musste. Er hatte nichts falsch gemacht.

»Willst du ihn sehen?«, fragte sie. Ihre Tränen waren versiegt. Ihre Unterlippe zitterte jedoch noch immer. Ich senkte den Blick, sah auf den leblosen Körper, der wohl meiner war.

Natürlich wollte ich ihn sehen. Ich wünschte mir nichts sehnlicher als seinen Geruch von Meer und Minze wieder einzuatmen, seine Arme um meinen Körper, während er mich ganz fest hielt, die weichen Lippen, mit denen er mir sanfte Küsse auf die Stirn hauchte und mir versprach, dass alles gut werden würde, wir das schafften. Doch wollte ich, dass er mich so sah? Dass er mich anschaute und sich für all das hier die Schuld gab? Erneut fiel mein Blick auf die Schläuche in meinen Armen, den dünnen Körper unter viel zu viel Stoff. Ich war ein Schatten meiner selbst, der nicht nur furchtbar aussah, sondern sich weder richtig ausdrücken noch wirklich bewegen konnte. Wollte ich ihm das antun? Wollte ich, dass er mich so sah?

Nein. Es war besser, ihm in den Glauben zu lassen, ich sei noch immer im Koma. Es war leichter für ihn, zu denken, alles sei unverändert, auch wenn mich die Vorstellung, ihn auf unbestimmte Zeit nicht zu sehen, schmerzte. Wie lange würde so eine Reha dauern? Wochen? Monate? Was stand mir bevor? Doch egal, wie lang es war, er hatte genug gelitten. Ich würde zu ihm gehen, wenn ich bereit war, wenn ich das Gefühl hatte, mein Anblick würde ihm nicht noch mehr Schuld auf die Schultern laden, als er wahrscheinlich ohnehin schon mit sich herumtrug. Egal, was zwischen uns geschehen war, er verdiente es nicht, das, was nun folgen würde, auch noch mit ansehen zu müssen. Nein. Lieber kämpfte ich allein. Stumm. In dem Wissen, dass meine beste Freundin und meine Grandma bei mir waren, mir halfen, wo es nur ging. Lieber sollte mein Herz vor Sehnsucht bluten, als dass ich dem Mann, den ich über alles liebte, dabei zusehen

musste, wie er in Schuld ertrank, obwohl er doch immer nur versucht hatte, für mich da zu sein.

Ich schwenkte mit den Augen nach links und rechts. Sie verstand sofort.

»Er wird es dir übel nehmen.«

Ich zuckte mit den Schultern, weil ich ihr nichts antworten konnte, außer unverständlichen Lauten.

Nana nahm meine Hand und drückte sie an ihren Brustkorb. »Das wird ein langer Weg. Aber ich werde nicht von deiner Seite weichen.«

# Kapitel 2

Evelyn

*10 Wochen später*

Mitte Juni 2016

Zeit. Ein Wort, das unser ständiger Begleiter ist. Doch wer versteht die Zeit schon wirklich? Zeiger, die ticken. Kalenderblätter, die abgerissen werden. Ein Planet, der sich dreht. Und während ich früher immer auf der Flucht vor der Zeit, hatte ich mittlerweile begriffen, dass es Konstanten gibt, die wir Menschen schlichtweg nicht kontrollieren können. Zeit ist eine davon. Sie vergeht einfach, rennt an uns vorbei. Und so sehr wir uns auch bemühen ... am Ende können wir sie ja doch nicht aufhalten.

Eine Lektion, die ich lernen musste: Zeit vergeht. Egal, ob man sich darüber im Klaren war, egal, ob es mich gab oder nicht. Zeiger tickten weiter, Kalenderblätter wurden weiterhin abgerissen, unser Planet drehte sich.

Mittlerweile war es gut zehn Wochen her, seitdem ich aus dem künstlichen Koma aufgewacht war. Zehn Wochen der Tränen, des Schmerzes und eines unnachgiebigen Kampfes zwischen mir und meinem Körper. Aber ich hatte es geschafft. Angetrieben durch puren Lebenswillen und Liebe, hatte ich wieder die Kontrolle über mich erlangt. War wieder eins mit meinem Körper geworden. Ich hatte mich zurück in ein Leben gekämpft, das ich früher nicht einmal wirklich gelebt hatte. Ein Leben, das mehr unreflektierte Vergangenheit als wirklich lebenswert war. Aber hier stand ich nun. Auf zwei Beinen, die laufen konnten. Fingern, die greifen konnten. Einem Geist, der sich nicht länger über seine Kindheit definierte.

Als man mich damals ins Reha-Zentrum brachte, erklärte man mir, dass es schwer werden würde. Wie schwer tatsächlich, sollte ich noch herausfinden. Ich verbrachte täglich acht bis zehn Stunden mit einem Team von Fachärzten und Physiotherapeuten, die versuchten, mir das zurückzugeben, was ein gesunder Mensch eigentlich können sollte. Was ich immer gekonnt hatte. Es war eine furchtbar entwürdigende Sache, nichts

alleine zu können. Immerhin war mein Sprachzentrum durch den Unfall nicht beschädigt worden, so dass ich schon bald wieder sprechen konnte. Doch es war ein Alptraum, nicht wirklich laufen zu können oder vom Gang zur Toilette so erschöpft zu sein, dass ich erst mal eine Verschnaufpause brauchte, sobald ich dort ankam.

Es war schwer gewesen, unter diesen Umständen zu akzeptieren, dass ich *Glück* gehabt hatte. Ich hörte das wahnsinnig oft. Von Ärzten. Von Therapeuten. Von meinem Psychologen. Von Nana. Von meiner Grandma. Ich hatte Glück, dass ich aufgewacht war. Dass ich keine nennenswerten Folgeschäden davongetragen hatte. Dass meine Wirbelsäule nicht gebrochen war, und ich auch sonst keinen wirklichen Schaden außer ein paar unschönen Narben davongetragen hatte. Lediglich meine Muskeln waren während des künstlichen Komas derart geschrumpft, dass ich sie wiederaufbauen musste. So auch meine Atemmuskulatur.

Ja, ich hatte so viel *Glück* gehabt. Und während ich mich zu Beginn noch fühlte, als sei ich mit einem Fluch belegt, hatte ich das mittlerweile verstanden. Es stimmte, was sie sagten, auch wenn ich das in der Anfangszeit der Reha nur zu gern vergaß. Mich lieber in meinem Leid suhlte wie Maden im Speckmantel.

Obwohl mir zu Beginn nicht klar gewesen war, was diese Reha für mich wirklich bedeuten sollte, bereute ich keinen einzigen Tag, dass ich mich dazu entschlossen hatte, Gabriel nicht anrufen zu lassen, denn ich wollte es selbst tun.

Gott sei Dank war ich auch nie wirklich alleine. Nana kam fast täglich vorbei. Sie hatte nach ihrer Rückkehr aus New Orleans und meinem Unfall ihr Business von Ebay und Etsy auf eine eigene Homepage verlegt – sie erklärte, das sei ihre Art von Ablenkung gewesen. Arbeit. Arbeit. Arbeit. Doch nun, da ich wach war, arbeitete sie die Aufträge vor allem abends ab, während sie tagsüber so oft wie möglich bei mir war. Das klappte natürlich nicht immer, weil sie manchmal zu Kunden fuhr, um Maß zu nehmen, aber sie versuchte es. Und wann immer sie kam, brachte sie auch meine Grandma mit.

Während meiner Reha hatte ich unzählige Kurzgeschichten verfasst. Es war eine Übung gewesen, um meine Finger zu trainieren. Zu Beginn hatte ich unfassbar viel geweint, weil ich die Tasten nicht traf, den Stift nicht halten konnte, aber mit jedem Tag, den ich es weiter versuchte, schaffte ich es, mir meine Feinmotorik wieder anzutrainieren. Und ganz nebenbei füllte ich Seiten über Seiten.

Ich tat das für mich, aber auch für Gabriel. Für den Tag, an dem ich die Reha beenden und die Taste für einen Anruf treffen konnte.

Aber um an diesen Punkt zu gelangen, musste ich viele Steine überwinden. Ich schlief wenig, um bis in die Nacht an meinem Fingerspitzengefühl zu arbeiten. Kämpfte mich durchs Wasser und später entlang des Barrens zurück auf meine Beine. Trotzte den Grenzen, die die Therapeuten mir setzten, und wuchs über mich hinaus. Minuten, Stunden und schließlich Tage quälte ich mich zurück ins Leben. Angetrieben von der Macht der Sehnsucht. Die Sehnsucht nach einer Zukunft, aber auch nach ihm.

Und jetzt war es so weit. Ich war wieder ich. Zwar mochte ich noch Probleme beim Treppensteigen haben und auch das Schließen kleiner Verschlüsse machte mir Schwierigkeiten – aber davon abgesehen, ging es mir hervorragend. Es war, als wäre ich neu geboren worden. Die Ärzte nannten das *Restitutio ad integrum* – die völlige Wiederherstellung der normalen Körperfunktionen.

»Wirf deine Sachen einfach erst mal ins Wohnzimmer, wir können sie nachher hochräumen. Ich nehme an, du wirst ihn gleich besuchen wollen?« Nana hatte mir zwar eine Frage gestellt, doch ihre Stimme hatte den Unterton einer Aussage. Grinsend warf sie die Tür ins Schloss, kam mit den restlichen meiner Sachen zu mir herüber. Sie ließ sie achtlos fallen und stemmte seufzend die Hände in die Hüfte.

»Tja, also hier hat sich nicht wirklich viel verändert. Alles beim Alten, wie man so schön sagt.« Dennoch sog ich jedes noch so kleine Detail in mich auf. Die heruntergebrannten Kerzen, das alte, durchgesessene Ledersofa, die grellen Wände. Wie lange hatte ich auf diesen Tag gewartet?

»Deine Blumen habe ich gegossen ...«, erklärte sie beiläufig, während sie zum Kühlschrank ging und eine Flasche Wasser herausholte. Ich kniete mich zu meiner Forellenbegonie, strich sacht über die dunkelgrünen, breitschultrigen Blätter. Die lachsfarbenen Blüten strahlten mich an. Ich biss mir auf die Lippe und warf ihr einen schnellen Blick zu.

Erneut seufzte sie. »Mist. Was hat mich verraten?«

»Ich hätte dir geglaubt, dass sie überlebt ... Aber nicht, dass sie blüht.«

Sie rieb sich lachend die Stirn. »Du hast dich zurück auf die Beine gekämpft und traust mir nicht zu, zu lernen, wie ich deine Pflanzen zu gießen habe?«